

Ein Hochsicherheitslabor zum Nachweis gefährlicher Erreger

Im Labor Spiez wartet man auf den Entscheid des Parlaments

Seit nunmehr zehn Jahren plant die Schweiz den Bau eines Hochsicherheitslabors, in dem im Ernstfall Krankheitserreger aus B-Waffen und andere gefährliche Keime nachgewiesen werden könnten. Nun müssen der National- und der Ständerat über den Kredit entscheiden.

vbe. Im Anschluss an den Golfkrieg im Jahr 1991 deckten Uno-Inspektoren im Irak ein überraschend grosses B-Waffen-Programm auf. Der Fund machte deutlich, dass offenbar mehr Staaten über biologische Waffen oder zumindest über ein entsprechendes Programm verfügten, als man angenommen hatte; diese Erkenntnis wiederum führte dazu, dass auch die Gefahr, dass B-Waffen in die Hände von Terroristen gelangen könnten, höher eingestuft wurde als zuvor. 1996 diskutierte man deshalb erstmals, ob nicht auch in der Schweiz ein spezielles Labor für den Nachweis B-Waffen-tauglicher Keime sinnvoll sei – nach ersten diagnostischen Abklärungen wäre man dafür heute zusätzlich auf die Hilfe ausländischer Labors angewiesen.

Knapp 30 Millionen Franken

Diese Lücke im ABC-Schutz solle nun ein Hochsicherheitslabor schliessen, sagt Willi Scholl, Direktor des Bundesamtes für Bevölkerungsschutz im Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS). Auch Christian Griot, Leiter des Instituts für Viruskrankheiten und Immunprophylaxe, befürwortet das Projekt und begründet diese Haltung unter anderem mit seinen Erfahrungen bei der Untersuchung der Schweizer Vogelgrippe-Fälle. In ausländischen Labors laufe man nämlich «unter «ferner liefen», so Griot. Dabei ist eine schnelle Analyse verdächtiger Proben im Ernstfall äusserst wichtig, denn erst wenn ein Erreger identifiziert ist, können die nötigen Schutzmassnahmen eingeleitet werden.

Designierter Standort des geplanten Hochsicherheitslabors ist das Labor Spiez, das zum VBS gehört. Spätestens im Oktober erwarte er den Entscheid der zuständigen Behörde, sagt Martin Schütz, Leiter der Fachsektion Biologie im Labor Spiez und Projektleiter des Hochsicherheitslabors. Dann fehlt nur noch das Geld: Bis zum Dezember werden der National- und der Ständerat im Rahmen der Immobilien-Botschaft des VBS darüber zu entscheiden haben, ob rund 28,5 Millionen Franken aus dem Budget des VBS in den Bau des Labors fliessen sollen.

Was muss man sich unter einem solchen Hochsicherheitslabor vorstellen? Bei dem in Spiez geplanten Bau handelt es sich um ein Gebäude mit je zwei Labors der Biosicherheitsstufe 3 und 4, was bedeutet, dass hier mit Krankheitserregern der zweithöchsten (3) und der höchsten (4) Risikogruppe gearbeitet werden darf. Zur Risikogruppe 3 zählen alle Bakterien und Viren, die beim Menschen zwar eine potenziell tödliche Krankheit auslösen können, aber noch bekämpfbar sind – beispielsweise die Erreger von Milzbrand oder Pest. In der Risikogruppe 4 werden alle gefährlichen Erreger zusammengefasst, die nicht behandelbar sind; derzeit sind dies alles Viren. Eine Infektion mit einem Risikogruppe-4-

Erreger – etwa dem Ebola-, dem Lassa- oder dem Marburg-Virus – führt in der Regel zum Tod.

Ein Labor, in dem mit solchen Keimen gearbeitet wird, muss hohe sicherheitstechnische Auflagen erfüllen – schliesslich dürfen weder die Mitarbeiter direkt mit den Erregern in Kontakt kommen noch dürfen die Keime in die Umwelt gelangen und so die Bevölkerung gefährden. In der Planung sind deshalb eine Reihe Sicherheitsmassnahmen vorgesehen: eine doppelte Hülle für das gesamte Gebäude, eine strenge Zutrittskontrolle für alle Räume, ein Schleusensystem an den Eingängen, Schutzausrüstungen für die Mitarbeiter, Unterdruck in den Laborräumen, die Filtration der Abluft und das Abtöten des gesamten Materials, das die Labors verlässt.

Bei der höchsten Sicherheitsstufe sind diese Massnahmen noch verstärkt; beispielsweise soll hier die Abluft doppelt und zudem noch die Zuluft einfach filtriert werden – für den Fall, dass es zu einer Umkehr des Luftstroms kommt. Die Mitarbeiter würden in belüfteten Schutzanzügen arbeiten und beim Verlassen des Labors unter anderem eine desinfizierende Dusche passieren müssen. Und natürlich, so Schütz, müsse das Gebäude so gesichert werden, dass niemand einbrechen und die heiklen Agenzien stehlen könne.

Der kostengünstigere Standort

All diese Sicherheitssysteme haben ihren Preis. Auf Initiative der Finanzkontrolle wurde daher abgeklärt, ob das Hochsicherheitslabor an einem anderen Standort – konkret am Institut für Viruskrankheiten und Immunprophylaxe in Mittelhäusern – nicht kostengünstiger zu verwirklichen sei. Dort gibt es nämlich bereits ein Hochsicherheitslabor, das bisher einzige in der Schweiz. Allerdings werden in Mittelhäusern nur Tierseuchen erforscht; das dortige Hochsicherheitslabor ist deshalb zwar gut gegen die Aussenwelt abgeschirmt, verfügt im Inneren jedoch nicht über die nötigen Vorkehrungen, um die Mitarbeiter vor für den Menschen gefährlichen Keimen zu schützen. Man sei denn auch zu dem Schluss gekommen, dass der Standort Spiez sowohl baulich als auch finanziell vernünftiger sei, sagt Paul Günter, SP-Nationalrat und Mitglied der Sicherheitspolitischen Kommission des Nationalrats.

Sollte das Parlament den Kredit bewilligen, könnte man in Spiez schon 2007 mit dem Bau beginnen. Dieser würde laut Schütz rund eineinhalb Jahre dauern, weitere eineinhalb Jahre würden die schrittweise Inbetriebnahme und Evaluierung der Sicherheitsvorkehrungen in Anspruch nehmen. Mit gefährlichen Keimen könnte im Hochsicherheitslabor also frühestens ab 2010 gearbeitet werden. Primäre Aufgabe wäre dann die Diagnostik verdächtiger Proben, aber auch natürlich auftretender hochgefährlicher Erreger. Um im Bedarfsfall die nötige Routine zu haben, muss das Labor aber ständig in Betrieb sein. Deshalb will man in Spiez einerseits neue Nachweismethoden entwickeln; andererseits sollen Armeeangehörige, aber auch Forscher in der Diagnostik von und im Umgang mit hochgefährlichen Erregern ausgebildet werden. Ein entsprechendes Programm habe man unter anderem mit der Weltgesundheitsorganisation abgesprochen, sagt Schütz. Hier gebe es nämlich auch international einen grossen Bedarf.